

INSTITUT FÜR DEN WISSENSCHAFTLICHEN FILM

Wissenschaftlicher Film D 743/1957

Aus dem Frobenius-Institut
an der Universität Frankfurt a. M.
(Direktor: Prof. Dr. A. E. JENSEN)

Waika — Südamerika (Venezuela)

Herstellung einer Hängematte und Korbflechten aus Lianen

Von

Dr. M. SCHUSTER

Mit 4 Abbildungen

GÖTTINGEN 1962

Aus dem Frobenius-Institut
an der Universität Frankfurt a. M.
(Direktor: Prof. Dr. A. E. JENSEN)

Waika — Südamerika (Venezuela)

Herstellung einer Hängematte und Korbflechten aus Lianen

Von Dr. M. SCHUSTER

Eine Waika-Frau zerteilt Lianen zu 2 m langen flechtfähigen Streifen. Diese werden gebündelt und an den Enden zusammengebunden. Aus gleichem Material flicht dann eine Frau ein Körbchen.

I. Allgemeine Vorbemerkungen

Zur Gesamtkultur der Waika

Im Süden von Venezuela wohnt am Oberlauf des Orinoko das Volk der Waika (Abb. 1). Sie gehören zu einer größeren Familie sprachlich und kulturell eng verwandter Indianergruppen, die man unter der in der Literatur geläufigeren Fremdbezeichnung „Guaharíbo“ oder, grundsätzlich richtiger, unter ihrem eigenen Volksbegriff „Yanoáma“ zusammenfassen kann. Weitere Glieder dieser Völkerfamilie sind im venezolanischen Raum z. B. die Shidishána (Schirianá) und die Shamatáiri, die direkten nördlichen bzw. südlichen Nachbarn der Waika; doch auch östlich und südlich der Sierra Parima, also auf brasilianischem Boden, wurden durch Th. KOCH-GRÜNBERG (1911—1913) und verschiedene jüngere Reisende, u. a. H. BECHER (1955—1956), einige Indianergruppen besser bekannt, die nach Ausweis von Physis, Kultur, Sprache und bisweilen auch ihrer eigenen Stammesnamen dieser Familie zugehören.

Nach diesen Zeugnissen und den eigenen Aussagen der Eingeborenen dürfen wir darüber hinaus den Schluß wagen, daß sich auch im unerforschten Inneren dieses von der Sierra Parima wie von einem Rückgrat

durchzogenen Gebietes kulturell wesentlich verschiedene Völker kaum gehalten haben dürften; der ganze Lebensraum der Yanoáma-Guaharíbo, der immerhin etwa der halben Größe Westdeutschlands entspricht und vielleicht 50000 Menschen beherbergen mag, erscheint als kulturell

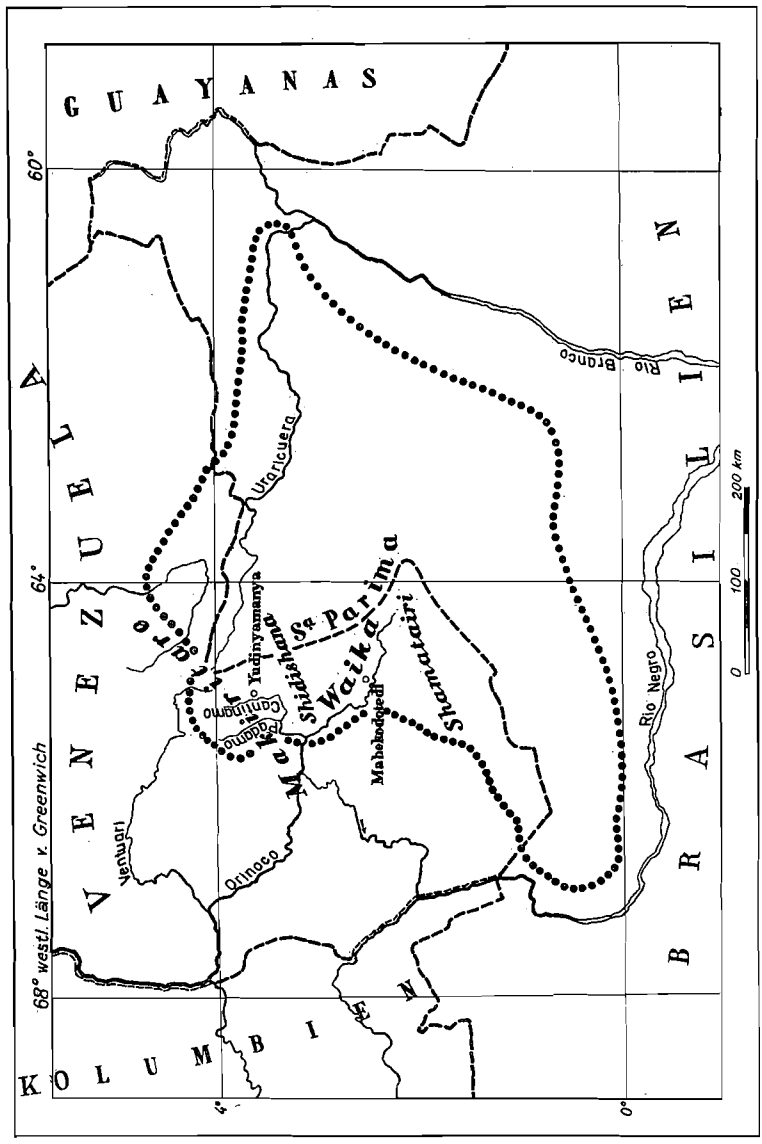


Abb. 1. Wohngebiet der Waika

einheitlicher Block, den die ihn umgebenden menschenleeren Pufferzonen von äußeren Einflüssen isoliert und in großer Altertümlichkeit bewahrt haben. Diese Abgeschlossenheit ist vor allem auf das kriegerische Naturell dieses temperamentvollen, leicht erregbaren, eigenwilligen Volkes zurückzuführen, das sich bei auffallend heller Haut und geringer Körpergröße — der männliche Durchschnitt liegt nur wenig über 150 cm — durch hervorragende Gesundheit und physische Leistungsfähigkeit auszeichnet. Da zudem die sehr hohe Geburtenrate durch die geringe Kindersterblichkeit kaum gedämpft wird, nimmt es nicht wunder, daß sich die Bevölkerungszahl von Generation zu Generation, an Personen im Heiratsalter gemessen, ungefähr vervierfacht. In späteren Mannesjahren treten dann durch den ununterbrochenen Kriegszustand, in dem jedes Dorf mit mindestens einem anderen lebt, fühlbare Verluste ein — so daß im Endergebnis die Bevölkerung im ganzen außerordentlich jung wirkt und die Alterspyramide einen biologisch sehr günstigen Aufbau zeigt.

Zu diesem erfreulichen Bild trägt neben dem bisherigen Fehlen der schädlichen Zivilisationseinflüsse natürlich auch die gesicherte Ernährungsbasis das Ihre bei. In notdürftig brandgerodeten Pflanzungen bauen die Waika verschiedene Arten der Mehlbanane (*Musa paradisiaca normalis*) an, die das ganze Jahr über reiche Ernten liefern. Gesammelte Früchte, Wurzeln und Kleintiere des Urwalds sowie die Jagdbeute des Mannes treten ergänzend hinzu. Der pflanzliche Teil dieses Wildbeuterhorizontes wird vor allem durch verschiedene Palmfrüchte vertreten, unter denen die Pijiguo-Palme (*Guilielma gasipaes*) die wichtigste Rolle spielt. Zu ihrer Erntezeit im Februar findet das mit dem Totenritual verknüpfte Hauptfest des Jahres statt. Die Diskrepanz zwischen dem wirtschaftlichen Kultursektor — auf dem die Banane alle anderen Nahrungsmittel weit überragt — und dem kultischen, auf dem sie zugunsten einer Wildfrucht bedeutungslos bleibt, legt die Vermutung nahe, daß die Waika den Bananananbau erst in jüngerer Zeit übernommen haben; auch der große emotionale Wert, den man der wirtschaftlich gleichfalls unerheblichen Jagd beimißt, bezeugt die Nähe der Wildbeuterzeit.

Noch weitere Kulturzüge deuten in diese Richtung. Heute leben die Waika normalerweise in Dorfsiedlungen — freigeschlagenen Urwaldlichtungen von einigen -zig Metern Durchmesser — in der Nähe ihrer Pflanzungen. Alle drei bis vier Wochen verlassen sie jedoch mit Sack und Pack ihr Dorf und wandern rund einen halben Tag weit zu einer versteckten Stelle im Wald, wo Früchte und gutes Wasser vorhanden sind und auch die Jagd wegen der Ferne menschlicher Dauersiedlungen einigen Erfolg verspricht. In diesen wildbeuterisch akzentuierten Waldlagern, aus denen man gleichwohl zur Ergänzung der Nahrung Gruppen von Männern in die nun recht weit entfernten Pflanzungen schickt, wohnt man in kleinen dreieckigen Hüttchen, Pultdächern auf drei Pfosten, die jeweils genau eine Hängemattenlänge voneinander entfernt sind. Es läßt sich zeigen, daß die größeren Dorfhäuser, die den Dorfplatz

im Kreis umgeben und zugleich vom Walde abgrenzen, aus einer Reihung mehrerer Waldhütten entstanden sind: ein Prozeß, der wohl mit der Anlage von Pflanzungen und der dadurch ermöglichten dauerhafteren Siedlung parallel lief, zugleich also den Übergang von der rein wildbeuterischen zur vorwiegend pflanzerischen Wirtschaftsform markiert. Doch eine Dauerseßhaftigkeit wurde auch damit nicht erreicht: Alle fünf bis acht Jahre wird die Pflanzung wegen der Erschöpfung des Bodens verlegt, meistens mehrere Wegstunden weit, und damit auch die bisherige Dorfsiedlung aufgegeben. Der in den Waldlagern sich widerspiegelnde wildbeuterische Nomadismus wird also von einem langsamer pulsierenden pflanzerischen Nomadismus überlagert.

Die Mobilität dieses Urwaldlebens zeigt sich auch im Alltag, der durch die überaus häufigen Besuchs- und Handelsreisen und die etwas selteneren Jagd- und Kriegszüge farbigen Glanz erhält. An solchen Unternehmungen sind vorwiegend junge Männer beteiligt, die die Gelegenheit zum Kontakt mit anderen Dörfern gern zur Brautschau nutzen — macht doch die strenge Vorschrift, die einen Eheschluß verbietet, wenn man sich noch an einen gemeinsamen Vorfahren beider Partner erinnert, eine Heirat in den wenigen Familiengruppen des eigenen Dorfes fast unmöglich. Diese als utrolokal und utrolateral zu klassifizierenden Verbände sind zwar ihrer Natur nach mannigfach zusammengesetzt, treten jedoch nichtsdestoweniger innerhalb des Dorfes als Einheiten hervor: so z.B. bei der Verteilung der Jagdbeute, bei der die anderen Angehörigen der eigenen Familiengruppe unberücksichtigt bleiben.

Der zentrale soziologische Begriff ist jedoch der des Dorfes, das im Mittel etwa hundert Menschen umfaßt und sich — entlang den Grenzen der Familiengruppen — spaltet, wenn diese Zahl überschritten wird. Das mag vor allem darin seinen Grund haben, daß es keine institutionelle Häuptlingswürde gibt, sondern nur dem fähigsten und vor allem im Kriege tüchtigsten Mann eine gewisse Befehlsgewalt eingeräumt wird; mit diesem persönlichkeitsgebundenen System ist aber — zumal angesichts des ungebärdigen Charakters der Waika — nur eine begrenzte Menschenzahl zu lenken. Entsprechend kennt man auch keine Art eines überdörflichen Zusammenschlusses. Die Dörfer sind in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht selbständig und haben soviel inneres Gewicht, daß ein Waika auf die Frage, wer er sei, stets mit dem Namen des Dorfes antwortet: er denkt im Dorf.

Auch in dieser Tendenz zur Isolierung in kleinen Einheiten wird man wildbeuterisches Erbe erkennen dürfen, ebenso in der Bescheidenheit der materiellen Kulturgüter; die über zwei Meter langen Bogen und Pfeile des jagenden Mannes und der Tragkorb der sammelnden Frau sind die charakteristischen Geräte. Wildbeuterisch ist auch die reiche Vorstellungswelt der Waika und die spirituelle Potenz, mit der sie geschaut und erlebt wird. In jeder Familie ist mindestens ein erwachsener Mann zum Umgang mit einer Anzahl von Geistern befähigt; sie wurden ihm in seiner Jugend von einem älteren Zauberarzt übereignet und bleiben ihm als seine persönlichen Hilfsgeister ein Leben lang verbunden.

Berauschesndes Schnupfpulver aus mehreren pflanzlichen Komponenten, in Südamerika als „yópo“ bekannt, wird dem Zauberarzt mit Hilfe eines 50 bis 60 cm langen Rohres in die Nase geblasen und versetzt ihn in die Lage, seine Hilfsgeister singend herbeizurufen und mit ihrer Unterstützung die bösen Geister zu vertreiben. Solche Beschwörungen finden jeden Nachmittag statt und enden bisweilen in der Ekstase. Die meist tiergestaltigen Hilfsgeister, die vor allem zu Krankenheilungen bemüht werden, sind in der Mehrzahl zugleich die Herrengeister einzelner Tier- und Pflanzenarten, die sie in der Urzeit geschaffen haben. Das geschah auf dem Weg über die Bildseelen dieser Arten; weitere Begriffe wie die der Totenseele, der Schattenseele oder — in diesem Falle — des alter ego und des Zeichens ergänzen das vielschichtige Gebäude der spirituellen Existenz eines belebten Wesens.

Wie ist nun die um den Bananananbau bereicherte Wildbeutekultur der Waika dem ethnologischen Gesamtbild Südamerikas einzuordnen? Die Auffassung STEWARDS (1948), der die Guaharíbo-Völker der marginalen — d.h. zugleich altertümlichsten — Schicht des Urwaldgebietes zuweist, ist im großen und ganzen zu bestätigen. Vor diesem allgemeinen Hintergrund bestehen auffallend starke kulturelle Übereinstimmungen mit Stämmen des westlichen Amazonasgebietes und einige als relativ jung zu klassifizierende Parallelen zu den meist karibischen Nachbarn in Guayana.

Zur Lianenverwertung

Die Liane hat in der Kultur der Waika einen festen Platz, der auf das hohe Alter ihrer Verwendung hindeutet. Vor allem ist sie das universale Bindematerial für die gröberen Zwecke, während man für die feineren, z. B. die Bogensehne, Faserschnüre bevorzugt. So beruht der Hausbau, in dem irgendwelche Kunstgriffe wie Fugung, Verzapfung oder ähnliches nicht bekannt sind, sondern die Teile einfach aufeinandergelegt werden, gänzlich auf der Verschnürung der Einzelemente durch Lianen. Die primitiven Brücken wären unpassierbar, wenn nicht ein Handlauf in Gestalt einer Liane den auf einem schwankenden Stämmchen Schreitenden sicherte. Hohe Bäume wären nicht besteigbar, wenn sich nicht der Kletterer einen Ring aus Lianen um die Füße wickelte und diese damit unter dem Druck des Körpergewichts gegen den Stamm pressen könnte. Doch nicht nur in vollrunder Form wird die Liane — zu diesen und anderen Zwecken — genutzt; man spaltet sie auch zu Streifen und kann damit ihren Anwendungsbereich beträchtlich ausdehnen, vor allem auf die Herstellung von Flechtwerk und Hängematten.

Die Hängematte aus Lianenstreifen ist gewissermaßen die klassische Form dieses Geräts bei den Waika (Abb. 2 b); zwar gibt es noch primitivere Typen, die aus einem breiteren oder mehreren schmälere Rindenbaststreifen bestehen, doch wird man dem vollausgebildeten Wildbeutehorizont in der Waikakultur wohl vornehmlich die Lianenhängematte zuzuordnen haben. Als jüngere Form schob sich dann die von den karibischen Nachbarn — vor allem wohl den Makiritare — herstammende

Baumwollhängematte (Abb. 2a) darüber, ohne allerdings die Lianenhängematte in eine unbedeutende Nebenrolle abdrängen zu können.

Aufnahmedaten: Die Aufnahmen entstanden am 20. und 23.11. 1954 in der Missionssiedlung El Platanal am oberen Orinoko. Gefilmt wurde mit einer Agfa-Movex auf Gevapan 33 Negativfilm mit einer Frequenz von 24 B/s.

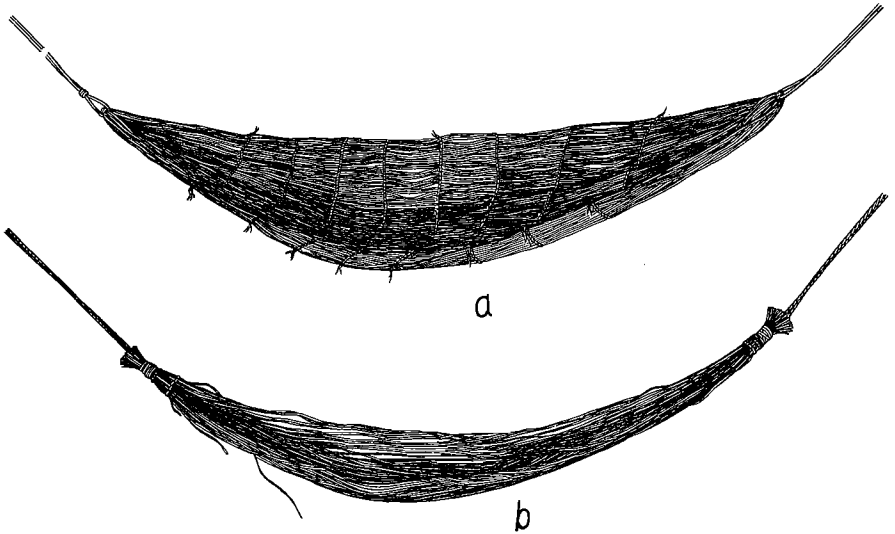


Abb. 2. Hängematten der Waika
a) Hängematte aus Baumwolle b) Hängematte aus Lianen

II. Erläuterungen zum Film

*Hängematte*¹⁾

Bei dieser Anfertigung einer Hängematte aus Lianen werden diese zunächst mit den Zähnen mehrfach längs gespalten, bis aus den runden Stengeln flache Streifen von wenigen Millimetern Breite geworden sind. Ein Bündel solcher Streifen legt man dann nebeneinander, schnürt es an seinem Ende mit einem weiteren Streifen zusammen, sichert die Umwicklung mit einem Knoten (einem einfachen Schlag) und zieht diesen mit den Zähnen fest. Nachdem man noch mehrere solcher Stränge aus vielen einzelnen Lianenstreifen gebildet hat, werden sie alle zusammengebunden und gestrafft, anschließend aber noch einmal mit Hilfe eines quer durchgeflochtenen, je ein- oder zweimal hin- und zurück-

¹⁾ Die *Kursiv*-Überschriften entsprechen den Zwischentiteln im Film.

laufenden und dann verknoteten Lianenstreifens oder Faserstricks in einzelne kleinere, nebeneinanderliegende Gruppen abgebunden (Abb.3). Dies geschieht einerseits wohl, um die Reibung zu erhöhen, so daß ein Herausrutschen noch schwieriger wird, und andererseits wohl auch, um durch die flächige Spreizung an den Enden schon von diesen her das Ausschwingen der Streifen in der Hängemattenebene vorzubereiten. Eine nochmalige, mehrere Zentimeter breite Gesamtumwicklung an den Enden verleiht der Hängematte den endgültigen Halt; zum Aufhängen dienen kräftige Pflanzenfaserstricke, die hart innerhalb der beiden Endumwicklungen herumgeschnürt sind. Da auf freier Strecke die Lianenstreifen ungefaßt durchlaufen, beschränken sich die Querbindungen bei diesem Hängemattentyp also, von innen nach außen gelesen, auf jeweils drei an den beiden Enden: die Abbindung in fünf bis zehn — meist sieben — Einzelgruppen, die Umschnürung seitens der Haltestricke und die Gesamtumwicklung. Die Gesamtzahl der längslaufenden, im Gebrauch oft noch weiter aufgespaltenen Lianenstreifen schwankt bei gutgearbeiteten Stücken zwischen 150 und 200; außerhalb der Umwicklungen an den Enden sind die Streifen pinselartig aufgefaserter. Zum Transport werden die Lianenhängematten mehrfach zusammengelegt und mit ihren Haltestricken zu einem festen Knäuel zusammengeschnürt. Die ohne die Haltestricke gemessene Gesamtlänge der Lianenhängematten erreicht bei guten Exemplaren die Zweimetergrenze und liegt — auch im Mittel — deutlich höher als bei den allerdings stärker dehnbaren Baumwollhängematten.

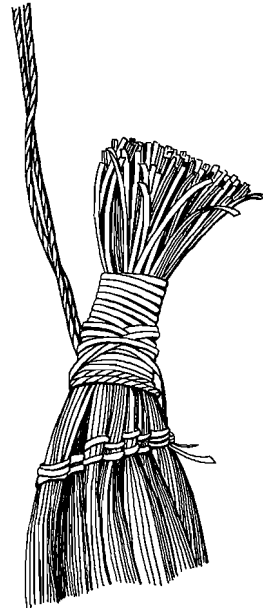


Abb. 3.
Bindungen am Ende einer Lianenhängematte

Körbchen

Der zweite wichtige Anwendungsbereich der Streifen aus gespaltenen Lianen ist die Flechtereier. Der Film schildert die Anfertigung eines Körbchens in einfacher Leinenbindung, das von einer viereckigen Bodenfläche aus zylindrisch emporwächst. Es erreicht eine Höhe von etwa zwanzig Zentimetern (Abb. 4). Der Rand wird dadurch gebildet, daß man die Enden der vertikalen Flechtstreifen um den letzten Horizontalstreifen nach innen umlegt; dabei greifen sie über das schon durch Abreißen oder Abbeißen auf die richtige Länge gekürzte Ende des jeweils

im Rund vorausgegangenen Vertikalstreifens über und fixieren es damit in seiner Lage.

Es ist zu betonen, daß diese Flechtmethode nicht die für die Waika typische darstellt. Als solche ist vielmehr unbedingt die Zwirntechnik anzusehen, in der die Mehrzahl der Korbsorten gefertigt ist — die flachen Korbschüsseln z. B. und vor allem der große Frauentragkorb, der sowohl zum Sammeln von Nahrung und Brennholz als auch zum Transport des

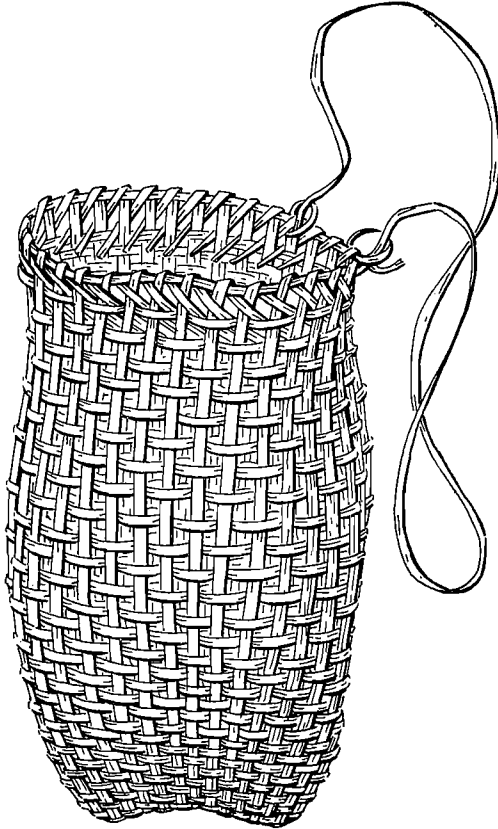


Abb. 4. Das im Film geflochtene Körbchen

bescheidenen Haushaltsgutes auf den Wanderungen benutzt wird. Er wird dabei mit Hilfe eines Rindenbastbandes an der Stirn getragen und ist zur Steigerung seiner Haltbarkeit mit mehreren horizontalen Versteifungsringen ausgestattet, die ihm denn auch zusammen mit dem recht dichten Geflecht, der sorgfältigen Randgestaltung und der klugen, den

Boden umgreifenden Führung des Tragbandes eine ganz außerordentliche Widerstandsfähigkeit verleihen. Noch dichter, aber in der gleichen, in Südamerika wohl als recht altertümlich zu bezeichnenden Zwirn- oder Doppelfadentechnik sind kleinere Hängkörbchen geflochten, die zur Aufbewahrung wertvoller Kleingegenstände dienen; die weniger wichtigen Dinge dagegen werden in ebenfalls am Dach hängenden Körbchen aufgehoben, die in lockerem Hexagonalgeflecht gearbeitet sind.

Literatur

- [1] BARKER, J. P., Memoria sobre la cultura de los Guaika. Boletín Indigenista Venezolano 1 (1953), No. 3—4, S. 433—489.
- [2] BECHER, H., Bericht über eine Forschungsreise nach Nordbrasilien in das Gebiet der Flüsse Demini und Aracá. Z. Ethnol. 82 (1957), H. 1, S. 112—120.
- [3] BECHER, H., Die Yanonámi. Ein Beitrag zur Frage der Völkergruppierung zwischen Rio Branco, Uraricuera, Sierra Parima und Rio Negro, Wiener Völkerkundl. Mitt. 5 (1957), Nr. 1, S. 13—20.
- [4] KOCH-GRÜNBERG, Th., Vom Roroima zum Orinoco, Ergebnisse einer Reise in Nordbrasilien und Venezuela in den Jahren 1911—13. Vor allem: Bd. 3 (Ethnographie), Stuttgart 1923.
- [5] METRAUX, A., The hunting and gathering tribes of the Rio Negro Basin. In: Handbook of South American Indians 3, S. 861—867. Smithsonian Institution, Bureau of American Ethnology, Bulletin 143. Washington 1948.
- [6] SCHUSTER, M., Die Soziologie der Waika. Proc. of the 32nd Intern. Congr. of Amer., Copenhagen 1956, S. 114—122. Copenhagen 1958.
- [7] STEWARD, J. H., Culture Areas of the Tropical Forests. In: Handbook of South American Indians 3, S. 883—899. Smithsonian Institution, Bureau of American Ethnology, Bulletin 143. Washington 1948.
- [8] ZERRIES, O., Some Aspects of Waika Culture. Anales do XXXI Congr. Intern. de Amer., São Paulo 1954, Vol. I, S. 73—88. São Paulo 1955.
- [9] ZERRIES, O., Das Lashafest der Waika-Indianer. Umschau 55 (1955), H. 21, S. 662—665.
- [10] ZERRIES, O., Verlauf und vorläufige Ergebnisse der Frobenius-Expedition 1954/55 nach Süd-Venezuela. Paideuma 6 (1956), H. 3, S. 181 bis 187.
- [11] ZERRIES, O., Zur Frage der ursprünglichen Wirtschaftsform der Waika-Indianer des oberen Orinoko (Venezuela). Wiener Völkerkundl. Mitt. 4 (1956), Nr. 2, S. 148—156.
- [12] ZERRIES, O., Die Vorstellungen der Waika-Indianer des oberen Orinoko (Venezuela) über die menschliche Seele. Proc. of the 32nd Intern. Congr. of Amer., Copenhagen 1956, S. 105—113. Copenhagen 1958.
- [13] ZERRIES, O., Schöpfung und Urzeit im Denken der Waika-Indianer des oberen Orinoko (Venezuela). Proc. of the 32nd Intern. Congr. of Amer., Copenhagen 1956, S. 280—288. Copenhagen 1958.

- [14] ZERRIES, O., Beiträge zur Anthropologie der Waika- und Schiriana-Indianer im Grenzgebiet zwischen Venezuela und Brasilien. *Z. Morph. Anthrop.* **50**/1 (1959), S. 31—41.
- [15] ZERRIES, O., Medizinmannwesen und Geisterglaube der Waika-Indianer des oberen Orinoko. *Ethnologica*, N.F. **2** (1960), S. 485—506.
- [16] ZERRIES, O., Die kulturgeschichtliche Stellung der Waika-Indianer des oberen Orinoko im Rahmen der Ethnologie Südamerikas (noch ungedruckte Habilitationsschrift).
- [17] ZERRIES, O. und M. SCHUSTER, Monographie über die Waika in der Reihe der Expeditionsveröffentlichungen des Frobenius-Instituts (noch nicht erschienen).